



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Schleswig-Holstein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bis zu Franks Tode, der im December 1791 erfolgte, und nachdem der Alte mit fürstlichem Gepränge begraben worden war, setzte die incarnirte Emine das Geschäft weiter fort.

Allmählich waren die Geldquellen der polnischen Emigration verfeigt. Eva machte Schulden, um den Glanz des Hofes fortzuführen, und als dieselben zuletzt drei Millionen Gulden erreichten, die wiederholten Vertröstungen auf russische Außenstände ebensowenig mehr versangen wollten wie die „rothen“ Mahn- und Drohbriefe der Hofkassabalkisten an die jüdisch-polnischen Gemeinden, ja als zuletzt die „heilige Jungfrau“ selbst mit Personalhaft bedroht ward, da schwanden der Nimbus und der Glanz der Hofhaltung, und für die Verständigeren wohl auch die Reize der Mystik. Die leichtgläubigen Offenbacher freilich wollten noch lange nicht an die Schwinderei ihrer Polenfürstin glauben, umsoweniger, als noch beim Durchzuge Kaiser Alexanders im Jahre 1813 Eva bei dem russischen Monarchen eine Audienz erhielt und, wahrscheinlich in Erinnerung der von ihrem Vater der russischen Regierung geleisteten Dienste, ein Geldgeschenk, das allerdings nicht zur Befriedigung der Gläubiger, wohl aber zu einiger Fristung des Haushaltes hinreichte. Erst im Jahre 1817, nachdem der Humbug in Offenbach 28 Jahre gedauert hatte, wurde endlich eine Untersuchung gegen das fremde Fräulein eingeleitet. Alle Welt war gespannt, was nun an den Tag kommen würde. Da hieß es mit einem Male, das Fräulein sei gestorben. Kaum zwölf Stunden nach dem angeblichen Todesfall wurde der Sarg geschlossen und ein stilles Leichenbegängniß abgehalten. — Wenn, wie Herr Schenk-Rindl vermuthet, Eva damals nicht gestorben, sondern unter Mithilfe eines ehemaligen isenburgischen Beamten entflohen ist, so war der Abschluß dieses frankistisches Schwindels nur seines Anfanges würdig und die Gläubiger waren, wie Grätz treffend bemerkt, ebenso geprellt wie die Gläubigen. —

Aus Schleswig-Holstein.

20 April 1868.

Die Zustände in den Herzogthümern zu schildern, ist keine leichte Aufgabe. Preußen hat hier ein Land gewonnen, welches eigentlich erst seit einigen Jahrzehnten dem politischen Leben Deutschlands näher getreten war, und selbst da, wo Berührung stattfand, hauptsächlich auf dem Gebiete politischer Hoffnungen und Ideale. Denn Verwaltung und Justiz, Kirche und Staat waren im Style des achtzehnten Jahrhunderts; wer etwa die Beschreibung Holsteins im alten Büsching aus den siebziger Jahren las, erhielt daraus ein

für die Gegenwart meistens noch zutreffendes Bild. Dazu die künstliche, geflüchtete Absperrung des Landes von dem übrigen Deutschland unter der dänischen Fremdherrschaft, deshalb ein familienhafter Zusammenhalt der eingeborenen deutschen Bevölkerung, die enge Verschwisterung zahlreicher landeschaftlicher und höchstpersönlicher Interessen mit jedweden wurmfürchtigen Geräthe und Winkelchen des mittelalterlichen Staatsgebäudes; fürwahr, es ist kein Wunder, wenn das Land, aus dem gemüthlichen Fürsichsein mitten in das mächtige und reichentwickelte Leben des Großstaates hineingerissen, überschüttet mit unbekanntem Gesezen, ungewohnten Einrichtungen, sich oft wunderbarlich und widerhaartig geberdet. Gewiß ist Schleswig-Holstein eine schwere Aufgabe für die preußischen Staatslenker; um so leichter waren für sie die Fehlgriffe. Aber auch um so störender in den schwierigen und verworrenen Verhältnissen selbst.

Nur offene Unbilligkeit könnte es leugnen, daß die Staatsregierung das Wohl der Herzogthümer sich ernstlich hat angelegen sein lassen, daß die eingeführten zahlreichen und umfassenden Verbesserungen fast durchweg wirkliche Verbesserungen, gegen den bisherigen unleidlichen Zustand der Gesezgebung und Verwaltung positive, weite Fortschritte gewesen sind, mag auch das eine oder andere politische Ideal der Verwirklichung entbehren. Um so unverständlicher ist es, daß die Stimmung der Bevölkerung in den Herzogthümern sich so gar nicht gebessert hat, daß sie vielmehr verstoekt und übelwollend geblieben ist, wie vordem. Selbst wenn wir ein gut Theil davon dem eingangs geschilderten Unbequemen und Kästigen des Neuen, oder der bloßen Unbekanntheit mit den Vortheilen desselben zurechnen, eine ebenso auffällige wie betäubende Erscheinung.

Anstatt des Dankes erntet die Regierung bei den Wahlen Niederlage auf Niederlage, und stets mit denselben erdrückenden Majoritäten. Bei der ersten und zweiten Reichstagswahl, bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus immer dasselbe Verhältniß. Am 7. April d. J. war Senatorewahl in Altona, zu welcher der Bürgerworthalter Ad. Meyer, ein um die städtischen Interessen Altonas hochverdienter Mann, sich gemeldet hatte. Ueber ihn als Preußischgesinnter trug der particularistische Reichstagsabgeordnete Dr. Schleiden mit überwiegender Majorität den Sieg davon. Dasselbe Resultat lieferte die Wahl eines deputirten Bürgers in Kiel am 31. März d. J. Hier unterlag der Kaufmann Haack, ebenfalls ein langjähriges Mitglied des Deputirtencollegiums, schon im vorigen Jahre wegen Verdachts preußischer Sympathien daraus verstoßen, auch diesmal und zwar gegen den bekannten Landtagsabgeordneten Dr. Ahlmann. Herr Ad. Meyer hat in Folge seiner Nichtwahl seinen altonaer Bürgerbrief zurückgegeben, und sich damit der öffentlichen Wirksamkeit völlig entzogen; die Niederlage des Anderen in Kiel hatte zur Folge, daß der so-

genannte „Freitagsclub“ ein Verein preußisch-gesinnter Bürger, der ohnehin bisher wenig Leben kundgegeben, nunmehr gänzlich eingegangen ist.

So ist denn die Preußen zugewandte Partei in voller Auflösung begriffen. Dagegen die particularistische Partei steht wohlorganisiert da, mächtiger und geschlossener denn je. Merkwürdig genug! War doch als die augustinburgische Partei inmitten des Jahres 1866 darnteder lag, ihrer bedeutendsten Führer beraubt, befangen in den Dogmen des alleinseligmachenden Erbrechts, gegründete Aussicht vorhanden, daß unter der Einwirkung großartiger und vortheilhafter Verbesserungen die Partei zerspalten, daß zahlreiche neue Gegenstände des staatlichen Wirkens auch neue Ansichten, veränderte Gruppierungen hervorrufen würden. Gerade in Schleswig-Holstein war dies mit Bestimmtheit zu erwarten, wo ja die Wortführer der particularistischen Partei selbst nicht leugnen können, daß die einfache Ausdehnung der altländischen Institutionen uns gegenüber dem Bisherigen, von dessen Unhaltbarkeit Alle überzeugt waren, wesentlich gefördert hat. Nichtsdestoweniger ist es gelungen, das Gros der ehemaligen augustinburgischen Partei als negirende, einseitig particularistische Partei wieder völlig zu reorganisiren. Das brauchbarste Material zu dieser Reorganisation haben die sogenannten „Kampfgenossenvereine“ geliefert, welche, als die eigentlichen Heerde des specifisch schleswig-holsteinischen Nationalstolzes immer schon von politischer Bedeutung, die ihrer Zeit so bekannten im Juni 1866 aufgehobenen schleswig-holsteinischen Vereine“ vollständig ersetzt haben. Der schwache Versuch einiger rendsbürger Patrioten, bei der letzten Landtagswahl sich als äußerste demokratische Partei aus dem Gros der „Landespartei“ abzutrennen, verlief resultatlos im Sande. Freilich ist dies minder überraschend, als daß die conservativen Elemente des städtischen Mittelstandes, welche kürzlich mit Petitionen wider die Gewerbefreiheit hervortraten, ihre Parteifreunde in den alten Provinzen noch nicht erkannt haben.

Das Hinderniß der Versöhnung mit der preußischen Herrschaft ist die sogenannte „gesammtstaatliche“ Partei, welche zwischen der Regierung und der Bevölkerung als unübersteigliche Schranke gestellt ist; ihre Begünstigung durch die Regierung wird das feste Bindemittel der particularistischen Landespartei. Wenigstens für die jetzige Generation ist es nicht wohl denkbar, daß sie jemals zur Staatsregierung Vertrauen fasse, so lange diese auf die Führer jener Partei sich stützt, welche das Zutrauen der Bevölkerung während der langjährigen dänischen Unterdrückung verscherzt haben, welche nach der Ansicht des ganzen Landes abgestorben sind für die deutsche Entwicklung Schleswig-Holsteins. Möge man dies an maßgebender Stelle beherzigen! In der That ist es unerfreulich, dies Land, dessen hochbegabte und intelligente Bevölkerung einer so reichen politischen Entwicklung fähig wäre, in dumpfer Isolation gegenüber der großen Ent-

faltung der vaterländischen Dinge verharren zu sehen. Und so ganz anders könnte es sein.

Aber, höre ich fragen, wäre es denn wirklich so ganz, so völlig unmöglich? — Freilich ist es schwer für einen Auswärtigen, welcher die lange Leidenszeit unter der dänischen Herrschaft nicht durchlebt, welcher Personen und Dinge nicht kennen gelernt hat in jenen Verhältnissen, die stets eine harte Probe für den Charakter der aus der Masse hervortretenden Männer waren, die Tiefe der Abneigung zu ermessen, mit welcher die Leiter der Gesamtstaatspartei betrachtet werden. Es ist leider so, und wir berufen uns auf das Zeugniß der preußischen Partei selbst. Wer den Ereignissen und den handelnden Personen näher zu stehen Gelegenheit hatte, war längst von der Nutzlosigkeit des Beginnens überzeugt, und diese Ueberzeugung hat sich jetzt auch der Masse der preußischen Partei bemächtigt. Dies ist um so begreiflicher, wenn man bei jeder politischen Action jene Häupter der Gesamtstaatspartei, die selbst den Mangel jedweden Anhangs am schwersten empfinden, sich bemühen sieht, das, was dem preußischen Staate gilt, als ein Vertrauensvotum für die eigene Person auszubenteu.

Aus Meran.

Bei der Einfahrt in Tirol, hinter Ruffstein, als der Abend zu dämmern anfing, trat plötzlich eine lange, dunkle Gestalt in unseren Wagen. Der schwarze Rock stiel dem Manne bis auf die Knöchel; der niedere Hut mit der Schaufelkrempe saß über einem hageren, blaßgelben Gesicht; lang und eifrig bewegten sich die Lippen, während seine Finger noch an der Reisetasche nestelten. Der leibhaftige Genius des Landes! Aber die Erscheinung ist weder Genius noch Landeskind, nur ein armer Teufel von Laienbruder; er kommt im „bloßen Rock“, wie er geht und steht, aus Ungarn; ist die „Kälten“ gewohnt, weil er früher „bei's Geschäft“ war, im Specereigewölb; und er fragt: könnt' ihm Jemand sagen, wo in Innsbruck die Jesuiten wohnten? — Kommens später mit mir, erwiedert ein kleiner alter Herr; in meiner Gassen, ganz unten, da seinst; auf einer Seiten die Militärkasern und gegenüber — (sichernd) — die Jesuitenkasern! Na — (wirft den Kopf zurück) — I kaann mir nit helfen! — Das war das erste Wort, das ich November 1867 aus tirolischen Mund auf tirolischen Boden hörte.

Man spricht überall soviel von der „Finsterniß in den tiroler Bergen“, daß mancher Fremde sich hier anfangs enttäuscht fühlt: Er erwartet zu viel Grenzboten II. 1868.